

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Sonnabend, den 24. August 1833.

102

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. des H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die heil. Veronica.

Legende.

Auf seinem Todesgang den Herrn begleitet  
Die treu'ste Schülerinn, Veronica,  
Von Leichenfarb' ist ihre Wang' umbreitet,  
Das nasse Auge dem Erlöschen nah',  
Sie wanket; — ach! wo sich der Ausblick weitet,  
Erhebet grauenvoll sich Golgatha.  
Und ringsum heult's: „An's Kreuz! zum hohen Throne  
Hinauf den König mit der Dornenkrone!“

An's ferne Meer hinaus, und auf die Spigen  
Der Berge folgte sie dem Meister nach;  
Oft sah entfernt man sie und schüchtern sitzen,  
Zu schlummern schien der Leib, der Geist nur wach.  
Sie zog den Athem kaum, wenn er mit Blitzen  
Im blauen Aug' vom Reich' der Liebe sprach,  
Und pries er sanft das Dulden und Entfagen,  
Schien Thränen sie am Wimpernsaum zu tragen.

Ermattet nun steht sie ihn stille sehen,  
Das Angesicht benezt von Schweiß und Blut,  
Und keine Palme will ihm Kühlung wehen,  
Ihm Schatten bieten vor der Sonne Glut.  
Wohl möchte sie durch's Volk ihm näher gehen,  
Und zögert doch, — nun endlich faßt sie Muth,  
Und reichet ihm nach flüchtigem Besinnen,  
Zu trocknen sich, ein Tuch von weißem Linnen.

Des Heilands Blicke, die nach ihr sich wenden,  
Sie schau'n ihr tief in's arme Herz hinein;  
Er nimmt das kühle Tuch aus ihren Händen  
Und drückt fest das heiße Antlitz d'rein;  
Dann mitleidsvoll, ihr stillen Trost zu spenden,  
Gibt freundlich er zurück den zarten Lein.  
Veronica erschrickt; — sie steht im Bilde  
Den Meister d'rin voll hehrer Himmelsmilde.

E. G. Ritter v. Leitner.

## Scenen aus dem Seeleben.

(Fortsetzung.)

## 3. Aufopferung.

Auszug aus dem Tagebuche eines Officiers am Bord der Fregatte \* \* \* \* \*.

Wir waren unter dem Wind von Porto Ricco, ungefähr auf 30 Meilen; ich trat eben die Wache an, es war 4 Uhr Morgens, als man mir meldete, daß in einer Entfernung von beyläufig drey Meilen ein Schiff wahrgenommen werde. — „Wo?“ — „Gerade vor uns; es scheint sehr klein, und hat Segel wie ein Balaou \*).“

Ich nahm das Fernrohr zur Hand, und erkannte ein Schiff in Gefahr, ein Nothzeichen war auf einem der Masten. Der Capitän, dem ich es meldete, befahl mir zu manövriren, um es bald möglichst zu erreichen. In weniger als einer halben Stunde waren wir an der Warke.

Wir hatten einen schmerzhaften Anblick! Ein Weib in Ohnmacht, ein Kind an der Brust, dessen klagender Schrey kaum mehr gehört wurde, ein tochter Neger, Blut in der Kammer; dieß war Alles.

Welch ein Ereigniß entwickelte sich hier vor uns? — Nichts konnte es uns errathen lassen.

Matrosen gingen über auf den Balaou, entmasteten und knüpften ihn an die Fregatte. Die Sterbende und ihr kleiner Säugling wurden mit Vorsicht an Bord der Fregatte gebracht, und vom Oberarzt und mir übernommen. Durch des Capitäns Fürsorge war schon eine Matratze auf das Verdeck gebracht worden, dort legten wir die armen Opfer hin, die uns der Zufall zugewendet.

„Die Frau stirbt aus Erschöpfung,“ sprach der Arzt; „aber was ist das? ihre Lippenränder sind blutig!“

„Das wird sich später erklären, wie alles andere,“ sagte der Capitän, „helfen Sie nur schnell.“

Man goß der Unglücklichen eine stärkende Arzney ein, sie schlug die Augen auf und suchte den Sohn an ihrem Busen. Man hatte ihn entfernt, etwas Zuckerswasser schien ihm wohl zu thun.

Nun ließ der Oberarzt Suppe für die beyden Kranken bereiten. Einer der Officiere war fortgeeilt, um eine Bouteille Milch zu bringen \*\*). Diese leichte Nahrung mit Vorsicht gerichtet, that sehr gute Wirkung. Nach einigen Stunden lebten die Geretteten wieder auf.

Wir waren sehr neugierig, das Schicksal unserer Gäste zu wissen, doch wir vertagten jede Unterredung auf den nächsten Morgen, aus Furcht Jene zu ermüden, die unsere Ungeduld befriedigen konnte. Überdem war sie außer Stande, länger und zusammenhängend zu erzählen, ihre Schwäche, und ihre Thränen, die sie ersticken, so oft sie reden wollte, machten ihr die schmerzliche Erzählung unmöglich, die wir zu erwarten hatten.

Wir vernahmen aus ihrem Munde nur zwey Worte, zwey Namen: Pablo und Tapoya \*\*\*).

\*) Balaou, amerikanischer Name einer eigenen Gattung kleiner, schnellsegelnder Schiffe.

\*\*\*) Durch das kunstreiche Verfahren des Hrn. Appert läßt sich Milch, so wie viele andere Victualien, Jahre lang in Bouteillen halten. Beynabe auf allen französischen Kriegsschiffen trifft man jetzt Milch nach Appert's Methode aufbewahrt.

\*\*\*) Pablo, spanisch Paul.

Der Capitän überließ sein Zimmer und sein Bett der leidenden Mutter. Erst als sie hinabgebracht wurde, löste sich das Gedränge auf dem Berdeck. Die ganze Mannschaft hatte sich versammelt, die Gefundene zu sehen.

Ich hatte Zeit sie zu betrachten, während sie schlief (und sie schlief gleich ein, nachdem sie gegessen hatte). Sie war von großer Schönheit, die tief auf mich einwirkte; ihr regelmäßiges edles Gesicht erhielt durch die Blässe einen eigenthümlichen Reiz. Ihre Gestalt, die Umrisse ihrer Arme und Hände waren bewundernswerth. Sie glich den Madonnen der großen italischen Maler.

Niemand wird dieses Tagebuch lesen, ihm, und Niemand anderem kann und werde ich den Eindruck vertrauen, den die junge Fremde auf mich gemacht hat. Leidenschaftliche Liebe bemächtigte sich meines Herzens. Meine ganze militärische Aussicht würde ich geopfert haben um einen solchen Theil an ihren Schmerzen, der mir Hoffnung auf ihre Zärtlichkeit gegeben hätte. — Ich schreibe dieß einen Monat nach dem Ereigniß; ich liebe *Leonora* mehr, als ich sie am ersten Tage geliebt, sie liebt mich nicht, sie wird mich niemals lieben. Ich glaube, daß sie Niemand auf unserm Schiffe lieben wird, ich hoffe es wenigstens. Niemand begreift wie ich, wie viel Poesie in diesem wunderbaren, trauernden, unglücklichen Geschöpfe liegt; ihre Seele ist noch viel schöner als ihr Angesicht.

*Leonora's* Anzug verrieth Wohlhabenheit. Offenbar gehörte sie den ersten Classen der Gesellschaft auf einer der spanischen Antillen an. Ihr Sohn war hübsch aber schwach, mager und erschöpft. Begierig preßte er den nahungslosen Busen und weinte.

Als der Arzt sagte, daß man sie allein lassen müsse, entfernte ich mich der Letzte aus dem Zimmer, — ich war schon eifersüchtig.

Ich ging auf das Berdeck, und fand einen Wundarzt mit der Leiche des Negers beschäftigt; mich schauderte bey seinem Anblick. Ich weiß nicht, welch' ein Gedanke in mir aufstieg, von der Möglichkeit einer Neigung dieses Menschen für *Leonora*, und mir schien, als wär' ich froh, ihn todt zu sehen.

Ich erröthe, indem ich dieses schreibe. Armer *Tapoya*! sein Körper war mit alten Narben, und kaum geschlossenen frischen Wunden bedeckt. An der geöffneten Ader seines linken Armes war geronnenes Blut.

Nachdem der Commissär die Personsbeschreibung des Negers geendet hatte, trug mir der Capitän auf, die Leiche über Bord werfen zu lassen. Ein Packet Kartätschen wurde ihm an die Füße geknüpft, man band ihm die Hände an den Körper, und in wenig Secunden verschwand er in der Meeresfurche, die der Lauf des Schiffes hinter sich zurückließ.

Als er in das Meer fiel, vernahmen wir einen durchdringenden Schrey, welcher aus dem Wirbel zu ertönen schien, in welchen die Leiche versunken war. Erstaunen ergriff Alle; ich erbleichte.

„Was ist das?“ fragte der Doctor.

„Das ist die Seele dieses armen Teufels, die sich beklagt;“ antwortete ein alter Matrose aus Havre, „man wirft ihn hinab wie einen Hund, und wünscht ihm nicht einmal eine glückliche Reise. Er war vielleicht ein Christ, der Neger!“

Ein zweyter Schrey drang zu uns, und der Name *Tapoya*! gerufen durch eine Stimme, die Niemand kannte. Ich stürzte hinunter in die Kammer, und fand *Leonora* außer dem Bett, mit irrem Blick hin und her eilend, die Fenster öffnend, den Sohn bald in den Händen haltend, bald niederlegend,

und *Topoya* rufend. Es war ein jammervoller Anblick! Sie war aufgestanden, wahrscheinlich durch einen fürchterlichen Traum geschreckt, und hatte den Neger fallen gesehen.

Es ist viel Wahrheit in den Träumen — ich weiß es. Denn in der Nacht, die jenem Unglückstage folgte, an dem wir *Leonora* an Bord unserer Freigatte aufgenommen, erschien sie mir all' meine Theilnahme, alle meine Sorge um sie zurückweisend, ich hörte sie erklären, daß sie mich niemals lieben würde. Vielleicht soll ich dieser mächtigen Stimme nicht glauben; sie ist erst seit einem Monat Witwe, — ersfinderisch um mich zu quälen, weil ich liebe, bin ich auch vielleicht zu ersfinderisch, um mich zu trösten. Ich schmeichle mir manchmal mit der Hoffnung, die Gefühle ihres Herzens zu ändern. Wie viel Vermessenheit liegt in diesem Gedanken!

Sie hatte eine ziemlich ruhige Nacht gehabt; der Oberarzt hatte sie nicht verlassen, und ich hatte mit ihm an ihrem Bette gewacht. Ich glaube, daß er die Ursache errieth, die mich hiezu bewog; er war so zartfühlend, mir es nicht merken zu lassen. Immer freundschaftlich gestimmt gegen mich, hat er sich bey dieser Gelegenheit Rechte auf meine ewige Dankbarkeit erworben. — Da ich vor den Augen der übrigen Officiere eines Vorwandes für mein Benehmen bedurfte, gab ich vor, die Nachtwache mit dem Arzt zu halten, um als Dolmetsch dienen zu können, wenn sie im Wahnsinn des Fiebers etwas begehren sollte, da ich der spanischen Sprache kundiger sey als der Oberarzt.

Sie beehrte nichts, weinte aber viel im Schlafe. Der Name des Negers schwebte manchmal durch ihre Lippen. Ich weinte mehr als einmal, als ich ihre Thränen sah; ich habe es meinen Kameraden nicht gesagt, die es sich zum Verdienst rechnen, trocknen Auges da zu stehen, wenn ihr Herz erdrückt ist. Diese Lüge war mir immer unmöglich; und doch bin ich weder schwächer, noch weichlicher als ein Anderer. Ich habe den Tod sehr nahe gesehen, ohne mich zu fürchten, ich habe mein Vermögen verloren ohne Thränen, als aber aus *Leonorens* Augen Perlen über die bleichen Wangen niederrieselten, sie *Topoya's* Namen, wie mit einem Vorwurf gegen den Himmel ausrief, da hab' ich geweint. Auch der Oberarzt weinte, und er liebte doch *Leonora* nicht!

Nach einem Frühstück, welches in einer Reisenden etwas Leben und die Fähigkeit wiedergab, ihren *Pablo* zu stillen, fragte der Capitän, welche Verhältnisse *Leonora* in die Barke geführt, in der wir sie gefunden. Alle Officiere, welche der spanischen Sprache kundig waren, bildeten einen Kreis um uns. Der Oberarzt hielt einen Trank bereit, um die Erzählerinn zu stärken, an deren Seite ich saß, mit einem Fläschchen gegen die Nervenzufälle, die wir bey *Leonora* befürchteten. Sie begann:

„Ich bin aus Sevilla. Als ich fünfzehn Jahre alt war, brachte mich mein Vater nach Porto Ricco. Ein reicher Pflanzer dieser Insel heirathete mich. *Leonora* war zu glücklich, um nicht einen großen Unfall zu fürchten! Die *Donna del Pilar*, zu der ich sechs Monate gefleht, schenkte mir endlich die süße Hoffnung Mutter zu werden. Es war ein Zuwachs von Glück, der mich beben machte.

*Filippo d'Alveira* besaß viele Felder und Neger. Als spanischer Edelmann und Pflanzer hatte er alle Vorurtheile seines Standes. Ich fand ihn zu hart, zu streng gegen seine Sklaven, ich bat ihn menschlich zu seyn, er verkannte meinen Rath. Seine Härte fiel immer auf einen Neger, welcher

einen Stolz des Herzens hatte, den ich liebte, und den mein Gatte brechen wollte, weil er, wie Filippo sagte, schlechtes Beispiel gab. *Lapona* —

Hier unterbrach sich *Leonora*, stand in unwillkürlicher Bewegung auf, trat an das Fenster, starrte in die Wirbel des Meeres, die dem Steuerruder nachrollten, sank in die Knie und bethete. Wir erhoben sie, und als wir sie zu ihrem Armsessel zurückführen wollten, wies sie mit dem Finger nach dem Meere, und sank ohnmächtig zusammen. In dem Schaume der Meeresfurche, die das Schiff zog, war etwas Dunkles sichtbar. Mir schien es die Leiche des Negers. Es war ein *Hay*, welcher der Fregatte folgte. Einige Flintenschüsse vertrieben ihn. Ich fühle, warum der Anblick dieses Unthiers *Leonoren* schmerzlich fallen mußte! Die Spanierin erholte sich wieder und fuhr fort:

„Dieser Neger war von Filippo gehaft; zwanzigmal, und sehr ungerrecht (die Seele meines Mannes vergebe mir diese Beschuldigung), zwanzigmal wurde er mit Ruthen und der Kettenpeitsche gezüchtigt. Seine Kameraden wurden minder grausam behandelt, und dennoch warf ich mich oft zwischen ihre zerrissenen Glieder und die Geißel des Henkers. Welch ein schreckliches Schauspiel! Menschen durch ihres Gleichen gemartert, und auf welche Weise!“

„*Alveira* war bey diesen Mißhandlungen zugegen, er fühlte kein Erbarmen; die Gezüchtigten waren ja nur Schwarze, und doch war *Alveira* im Herzen nicht böse, aber er war Pflanze, und sein castilisches Blut redete nichts zu Gunsten des afrikanischen. Dieser Zustand mußte enden, ich sah es voraus; wiederholt sagte ich zu Filippo: „Auf Tyranney folgt Empörung;“ sie kam, mit all ihrer Barbarey, ihren Dolchen, ihren Flammen, ihrer wilden Freude; sie erhob sich des Nachts, wie das Gericht Gottes sich erheben wird am Ende der Tage; sie bedrohte, bedrängte, umgarnte uns von allen Seiten. Die Scheunen und Häuser standen in Flammen, die Gärten lagen verwüßt, die Diener, die Beamten *Alveira's*, die Vollstrecker seines Willens, schwammen in ihrem Blute.“

(Der Schluß folgt.)

## C h a r a d e.

### Acht Zeichen.

„Beflagenswürdig, wer die ersten vier  
Im tiefzerriss'nen Busen nährt!  
Ihm ist kein heit'res Glück gewährt,  
Und könnt' er über Delphi's Schatz gebahren.“  
„Sag,“ sprach *Amine*, „was sie bedeuten, mir.“  
Ich schwieg.

„Ich soll es also nicht erfahren?“  
Da schnell entranen sich aus tiefstem Herzensgrunde  
Die letzten vier der Zeichen meinem Munde.

### Das Ganze.

Auf Seraphschwingen trägt sie mich zum Himmel.  
In ihrer schönsten Reinheit kann  
Der Geist nur dort sie finden: trifft er gleich  
Sie auch im heitern Reich der Künste an.

M. Ent.

## Kupelwieser's Altargemälde.

Eine besondere Aufmerksamkeit erregt und verdient das vom Prof. Kupelwieser gefertigte Kunstgemälde, welches seit mehreren Tagen im großen Saale des fürstlich Schwarzenberg'schen Pallastes am Rennweg der öffentlichen Beschauung ausgestellt ist. Das Bild hat 21 Fuß Höhe und 10 Fuß Breite, stellt die Geburt Mariä vor und ist für den Hauptaltar der Stiftkirche zu Klosterneuburg bestimmt. Dreyzehn Figuren in vier Gruppen vertheilt, bilden den Inhalt des Gemäldes, welchen wir hier etwas näher aus einander sehen wollen. Zu unterst an einer Marmorwand kniend, von welcher uns zwischen Kranz und Verzierungen das Bild des Propheten Isaias entgegenblickt, begegnet das Auge zwey wunderschönen Gestalten in Lebensgröße, gleichsam als frommen Wächtern der obren Scene, dem heil. Augustinus als Ordensstifter und dem heil. Leopold als Gründer, ersterem im Bischofsornate mit Stab und Buch, letzterem im Herzogsmantel und einem Unterkleide, welches die Farben des Hauses trägt. Hätten wir nicht beabsichtigt, uns allen Urtheils über die Leistung zu begeben und hier nur ein historisches Referat zu liefern, so würden diese beyden Figuren wohl vor allen ein ungewöhnliches Lob in Anspruch nehmen. In mittlerer Erhöhung sieht man im Vordergrund drey anmuthige weibliche Gestalten in Violett, Roth und Grün gekleidet, welche zugleich die drey göttlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung vorstellen, und wovon die mittlere, die Liebe, das neugeborne Kindlein Maria auf den Armen hält, welchem sich die andern beyden andächtig und sehnsüchtig juneigen. Unter diesen ist es wieder besonders die Hoffnung, die durch zarte sinnige Behandlung das Auge für sich gefangen nimmt. Im Hintergrunde dieser Gruppe, wieder um etwas weniger erhöht, gewahrt man die heilige Mutter Anna im Bette der Wehen, das Auge erhoben und die Hände gefaltet, dem Himmel für die glückliche Genesung dankend; ihr zu Häupten den männlich Kräftigen heil. Joachim stehend, in gleicher frömmiger Seberde; zu Füßen die hilfeleistenden Frauen, eine in andächtige Beschauung versunken, die andere mit Geschirren herbeytretend. Gegen die vorerwähnte Gruppe mit dem Kinde ist diese tiefere mit durchaus blässerem und unscheinbaren Farben ausgeführt, um den Hintergrund besser zurücktreten zu lassen, in welchem der Heiligenschein um das Haupt der heil. Anna einen wohlthätigen Lichtpunct bildet. Die Figur der eintretenden Frau, obwohl der Antike viel näher als alle übrigen, gewährt an und für sich ein schönes Bild. In der obersten schmälern und abgerundeten Höhe des Gemäldes sieht man eine Glorie von drey Engeln, gleichfalls in die Farben der drey göttlichen Tugenden gehüllt, und anbethend um den umsternten Namenszug Marias geschaart.

p.

## K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Ehe wir unsern diesmaligen Bericht über die Leistungen dieses Theaters beginnen, scheint es uns nothwendig, ein paar Worte über den eigentlichen Standpunct der Josephstädter Bühne vorauszuschieken. Ref. glaubt, man ist sehr im Irrthum, wenn man diesen immer durch Parallelen herauszufinden sucht. Ähnliche Vergleichen schaden gewöhnlich beyden Seiten, indem jede mindestens etwas Eigenthümliches für sich haben muß, welches bey einer solchen Parallelsirung, worin Alles auf die Grundelemente zurückgeführt wird, gewöhnlich am wenigsten zur Sprache kömmt. Es werden die Ähnlichkeitspuncte hervorgesucht, dem Überwiegenden auf der einen Seite wird Verdienstliches von der andern entgegengesetzt, und so wird das eigentliche individuelle Streben gerade am mindesten berücksichtigt. Endlich hat jede Parallelsirung im Kunstgebiete nach unserer Ansicht etwas, gelinde benannt, Unfreundliches; — denn einestheils machen die Freunde dem von ihnen begünstigten Institute ein sehr wenig bedeutendes Compliment, wenn sie nur vergleichungsweise zu loben wissen, weil sie auf diese Art die Originalität ganz unbeachtet lassen: anderseits ist es aber wirklich eine böshafte Waffe der Gegner, nur durch Parallelsirung herabsetzen zu wollen, indem so ihre Unsichtlichkeit, alles Gute der Gegenpartey geradezu übersehen zu wollen, an den

Tag tritt. Warum sich den Genuß an etwas Gutem durch vorsätzliche Rücksichten ver-  
 meiden: oder warum einem gewissen Verdienste nicht die gebührende Anerkennung gön-  
 nen wollen, weil es dort und da noch andere Verdienste gibt? Ist man einmal schon  
 gelangt Vergleiche anzustellen, so bleibe man doch bey der Sache selbst, die sich in den  
 Verhältnissen der Zeit immer und am schicklichsten mit sich selbst vergleichen läßt. Man  
 controllire, was früher in dem Foyer geleistet wurde, worin jetzt Hr. Stöger mit  
 den Seinen thätig ist; man berücksichtige, wie die Leistungen dieser Gesellschaft selbst  
 Zeit ihres Hierseyns vollkommener geworden, und man wird gewiß eine immer steigende  
 Dividende herausfinden. Man dürfte wohl erstaunen, daß eben in unsern Blättern,  
 welche, strenger als so manche andere, die Leistungen des Josephstädter Theaters beleuch-  
 teten, eine solche milde Ansicht ausgesprochen wird, welche gegen die bisherigen Referate  
 abzuschrecken scheint. Aber man wolle in dieser Rücksicht bedenken, daß es etwas  
 ganz anderes ist um die Kunstkritik, als um die öffentliche Meinung; erstere ist nur ein  
 integrierender Theil der letzteren, welche wieder ein Conglomerat aus ökonomischen, po-  
 litischen, artistischen, ja sogar egoistischen Ansichten bildet, von welchen zum Theile die  
 materielle Subsistenz eines Institutes abhängt, während Kunstansichten nur auf die geis-  
 tige einwirken. Wie kann aber die Kritik mit der öffentlichen Meinung Hand in Hand  
 gehen, wenn diese z. B. ein geringeres Entreegeld als Maßstab geringerer Anforderun-  
 gen in der Kunst betrachtet? eine Ansicht, die bey unsern Zeitverhältnissen hinlängliche  
 Gründe für sich hat, aber nie in das Forum des Kunsturtheils eingehen darf, weil  
 sonst, um mich beispielweise auszudrücken, auch jedes wohlfeilere Buch schon durch sei-  
 nen niedrigeren Preis jedem theuern an innerem Werthe gleichgestellt werden müßte.  
 — Nur die richtige, rücksichtlose, öffentliche Meinung, wenn sie das Geleistete von  
 dem wahren Standpuncte aus und als selbstständig betrachtet, kann dem Bedeihem from-  
 men; die Kritik schlage den unparteyischen Weg ein und trägt dann, wo sie als wohl-  
 meinentend beachtet wird, gewiß auch ihren Theil dazu bey.

Die Vorstellung des fünfactigen Schauspiels: „Abällino, der große Bandit,“ dessen  
 berühmter Verfasser auf dem Theaterzettel als *Czocke* (!!) orthographirt erschien, fand  
 am 10. August zum ersten Male Statt. Es erging diesem Nestor nicht anders, als den  
 früher gegebenen Ritter- und Räuberkomödien, — er fand wenig Theilnahme, obwohl  
 er in der Literargeschichte als Grosfahn so vielfältiger Nachkommenschaft eine bedeu-  
 tende Rolle spielt. Die Aufführung war nicht ohne Verdienst; besonders wußte Hr. Fi-  
 scher in der Titelrolle recht ansprechend hervorzutreten und vielen Beyfall einzuernten.  
 Mad. Fischer spielte die Rosamunde, befriedigte jedoch nach unserer Ansicht bey wei-  
 tem nicht so, wie in andern Leistungen, welche diese Schauspielerinn zu einem Lieblinge  
 des Publicums erhoben haben. — Wenn gleich den Verhältnissen unserer Theater-  
 welt lange nicht mehr angemessen, bringt dieses Drama doch eine unlängbare, sonder-  
 bare Wirkung auf den Zuseher hervor. Man hat den Spectakel nun wieder mit ange-  
 sehen, geht nach Hause überlegend, was da oben auf den Brettern verhandelt worden  
 und nimmt sich vor, recht strenge über das Ding und die ganze gleichartige dramatische  
 Sippchaft loszuziehen. Aber da verschlingen sich, aufgeregt durch diesen „Abällino,“  
 die Gedanken in eine Menge von Jugenderinnerungen, die mit seinem Wiedersehen er-  
 wachen: man lebt mit einem Male eine ganze Reihe von Jahren zurück, denkt, wie man  
 damals gedacht, wie man ergötzt lauschte, und noch dieß und jenes mehr, vergißt aller  
 zwischenliegenden Scheidebrücken: und ich möchte den kennen, der in einer solchen mis-  
 den Stimmung den Stein des Tadels erhöhe und nach dem alten Gauner würfe,  
 sprechend: „Abällino, ich verdamme dich!“ —

Die Gastrollen der Ule. Schnitt, welche, früherhin am Hoftheater nächst dem  
 Kärnthnerthore angestellt, jetzt bey ihrer Abreise von Wien in einigen größern Par-  
 thien vor dem Publicum zu erscheinen wünschte, brachten am 12. August Rossini's  
 „Tancred“ wieder auf das Repertoir des Josephstädter Theaters, eine Opernvorstellung,  
 die in diesen Blättern durch zufällige Verhinderung des frühern Referenten noch nicht  
 besprochen worden ist. Leider können wir sie im Vergleiche mit andern Leistungen des  
 Josephstädter Opernpersonals und namentlich unter der diesmaligen Constellation nur  
 als eine mittelmäßige bezeichnen. Weder der Darsteller des Orbassan, Hr. Bor-  
 schitzky, noch der des Ursir, Hr. Herz, sind ihren Parthien gewachsen; ersterer, ob-  
 wohl im Besitze hinlänglicher Mittel und einer bedeutenden Fertigkeit und Sicherheit,  
 entbehrt ganz jenes belebenden Selbstvertrauens, kraft dessen der Sänger wie der

Schauspieler ein Kunstgebilde als selbstständig zu erschaffen und höher als ein gewöhnliches Herabzingen zu stellen vermag; letzterer ist zwar mit dieser Eigenschaft in hinlänglichem Maße versehen, allein es fehlt ihm an der Berechtigung dazu, an dem, was durch diese Hülfe ins Leben treten soll. Seinem Tone geht das Seelenvolle, Schmelzende ab, was dem Tenor so charakteristisch eigen ist, als der grünen Wiesenfarbe das Belebende, Erfrischende — und hieran scheint eine Art von Verbitdung Ursache zu seyn. Amenaïdens Vertraute, obwohl nur wenig beschäftigt, war störend; am besten ging der berühmte Kriegerchor des zweyten Actes und, jedoch nur theilweise, das erste Finale zusammen. Die Leistung der Ule. Schnitt als Amenaïde war eben nicht geeignet, einen sehr vortheilhaften Begriff von der Gesangsvollkommenheit dieser Sängerin zu geben. Wissen wir gleich, wie viel wir einer im Anfange sehr fühlbaren Befangenheit zur Schuld legen müssen, so steht dieses doch mit dem eigentlichen Kunststreben in keinem Bezuge, welches sich gar bald vor uns entfaltete. Wenn es der höchste Endzweck des Gesanges ist, in einer ununterbrochenen Reihe Coloraturen auf Coloraturen zu häufen, deren Wahl und passende Anwendung eben nicht sehr vorbedacht worden, sondern die nur der Quantität nach wirken sollten, dann hat die Amenaïde des heutigen Abends allerdings sehr viel geleistet. Und selbst wenn wir dieses zugeben und der überladenen Manier nicht mehr gedenken wollten, in welcher es geschah, so müßten wir doch jedenfalls die Unreinheit der Intonation und so mancher Gänge rügen, dieses zitternde Herausbekommen der Töne, wovon so mancher gar nicht hörbar wurde, was besonders in der so oft und mitunter so unpassend angewandten mezza voce der Fall war, während die Schluspassagen mit einem Aufwand des Organs vorgetragen wurden, der die Grenzlinien der Schönheit überschritt. Gewiß ist es, daß solche Anwendung der natürlichen Mittel und solche Richtung des Kunststrebens einen betretenen Weg andeutet, der von jenem der Vollkommenheit divergent ist; auch bringen ähnliche Seitentänzerkünsteleien der Stimme diese unvermerkt um die insiegende Kraft, Würde und Anmuth. Ule. Kratky verdiente für die gelungene Ausführung des Tancred unstreitig die Palme des Abends; ihr sonores, weiches Organ, besonders in den mittleren Chorden von so angenehmer Wirkung, eignet sich für diese Parthie sehr ansprechend. Aber wie wir oft Darsteller gewahren, die sich selbst in untergeordneten Rollen weiter hervorzudrängen suchen, als es der ihnen angewiesene Bezirk verträgt, so ist Ule. Kratky im entgegengekehrten Falle eine der seltenen Erscheinungen, die, vielleicht aus einer Art von Bescheidenheit, dieses materielle Hervortreten wieder zu sehr vermeidet, welches sich doch mit einer Hauptparthie recht gut vereinbaren läßt.

Am 13. August fanden wir Gelegenheit, Ule. Schnitt in einer zuzugenderen Parthie, nemlich als Rosine im „Barbier von Sevilla“ zu hören. Die Vorstellung dieser Oper, welche bereits in Nr. 28 der Wiener Zeitschrift d. J. ausführlicher erwähnt worden, gehört zu den verdienstlichsten des Josephstädter Opernpersonals, und erfreute sich durch die ausgezeichnete Mitwirkung der Ule. Heinemann früherhin einer besonders beyfälligen Aufnahme. Auch diesmal bewies das ziemlich zahlreich versammelte Publicum, wie sehr es verdienstliche Leistungen zu würdigen wisse, und diese Theilnahme sprach sich im Verlaufe der Vorstellung oft und ehrenvoll aus. Ule. Schnitt legte die bekannten Rhodischen Variationen ein, welche sie recht artig vortrug, und überhaupt fand die Sängerin heute, obwohl nach einer so bedeutenden Vorgängerin, mehr Gelegenheit, sich von einer freundlicheren Seite zu zeigen, was jedoch den früher ausgesprochenen Tadel über ihre Manier im Allgemeinen nicht beheben kann, wozu sich auch heute vielfältige Veranlassung fand. So wurde, um ein Beyspiel anzuführen, die seit Ule. Sonntag so berühmte Stelle: „Das Billetchen — wäre da,“ welche nur durch pikanten und präcisen Vortrag gefallen kann, unter den erdenklichsten Schnörkelen vorgebracht. Im Ganzen räumen wir jedoch der Ausführung der Rosine einen bedeutenden Vorzug vor jener der Amenaïde ein. Hr. Pöck und Hr. Demmer, Figaro und Almaviva, müssen mit Auszeichnung genannt werden.

---

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.